Aus dem Haus- und Familienleben

Vision.

Starre Felsenwildnis. Zwischen hohen Zacken schwimmen Wolken. Einsamer Saumpfad führt durchs Geröll.

Da höre ich ein seltsames Klingen von Metall. Und wie sich eine Wolke vor meinem Auge wegschiebt, kommt mir ein Mann entgegen, schwer beladen, da er eine Unmenge Ketten trägt, die ihm von den Schultern herabfließen.

Sage ich, ihm den Weg versperrend: „Wo willst du hin?"

„Zum Ziel."

„Was schleppst du da?"

„Jahresketten. Jede Jahreskette hat verschieden große Glieder. Das sind die Sorgenringe meiner Ehe, die Tage, an denen mir meine Frau das Leben so bitter schwer gemacht hat!"

Geh' ich weiter.

Wie ich gerade um einen Felsen biege, kommt mir ein Weib entgegen. Auch sie ist mit lauter Ketten überhäuft und schleppt sich nur mühsam vorwärts.

Sage ich: „Wo willst du hin?"

„Zum Ziel."

„Und warum, schleppst du dich so sehr?"

„Weil ich Lasten meiner Ehe zu tragen habe. Ich trage Jahresketten. Jede Jahreskette hat verschieden große Glieder. Das sind meine bitter harten Ehesorgentage."

Sage ich: „Komm', laß mich als Freund die Hälfte deiner Ketten tragen, damit du rascher vorwärts kommst. Denn ich glaube, der, der ein Stück vor dir geht, ist dein Mann."

„Er ist's," meint sie. „Er ist mir in seinem Eigensinn davon gelaufen."

Ich nehme die Hälfte ihrer Ketten. Wir kommen rasch vorwärts. Schon sehe ich zwischen Wolkensetzen den schleppenden Mann.

„He!" rufe ich, „warte auf deine Frau, die du zurückgelassen hast!"

Der Mann wendet halb den Kopf. „Ich habe sie nicht zurückgelassen," sagt er, „sie ist in ihrem Eigensinn zurückgeblieben, um nur nicht an meiner Seite zu gehen."

Doch da stehen wir drei schon nebeneinander.

Ich sage: „Wenn Ihr beide so viel Einsicht hättet wie Ihr Eigensinn habt, so brauchtet Ihr Euch nicht einsam müde zu schleppen, sondern Ihr könntet hübsch zusammengehn und eines könnte das andere stützen. Du, Frau, sagtest, dein Mann wäre dir davongelaufen. Du Mann meintest, deine Frau wäre zurückgeblieben. In Wahrheit ist der eine zu schnell, der andere zu langsam gegangen. Und zwar aus störrischem Eigensinn! So verderbt Ihr Euch die kurzen Lebensjahre. Jetzt kommt und legt beide Eure Ketten ab; es sei alles vergessen. Werft sie ins Geröll, gleichviel. — Und nun gebt Euch die Hand und geht mit guter Einsicht zu einer schönen Aussicht, wo Ihr Euch niederlassen und Euch einen Kuß geben sollt, lächelnd über gewesene Torheit."

O. Promber.

Mutter und Kind.

Solange die Mutter das Kind noch unterm Herzen trägt, ist es noch ganz ihr Geheimnis und Eigentum. Sie ist mit ihrem Kinde aufs Innigste verbunden: ihr Blutstrom fließt zu ihm hin und schafft die Vorbereitungen für ein neues Menschenbewußtsein. Das Kind träumt...

Ist das Kind zum Leben erwacht, so hat es sich bereits von der Mutter losgelöst. Nun gehört es auch nicht mehr der Mutter allein; der frohe Vater kommt, will sein Kind sehen, herzen, mit ihm spielen. Doch noch immer ist das Kind der Mutter am nächsten. Die Mutter drückt es ans Herz. Und das Kind sucht der Mutter Brust.

Anders schon, wenn das Kind die ersten Schritte gemacht hat. Manchmal enteilt schon das Kind der Mutter. Aber es ist noch ein neckisches Enteilen mit scherzhaftem Einfangen. Glücklich ist noch das Kind, an der Mutter Hand dahingehen zu können.

Doch die Jahre kommen, wo das Kind zur Schule trippelt. Da gibt es schon die ersten Proben zeitweisen Fernseins. Aber dieses Fernsein ist nur ganz äußerlich; innerlich sind Mutter und Kind noch durch goldene Ketten miteinander verbunden.

Doch aus dem Häuschen wird ein Haus. Und das kleine Gretl, das vordem noch in der Mutter die einzige, große Sonne des Lebens sah, schlägt bereits Gefühls- und Gedankenbrücken nach anderen Sternen. Der Liebe Wundermärchen schlägt Wurzel im jungen Herzen und verspricht Blüte und Duft in einer neuen Wirklichkeit. Das sind jene Reifejahre, in denen das Kind den Kosenamen verschmäht und nicht mehr geführt sein will. Da wird es der Mutter schon zuweilen bang ums Herz, weil sie zittern ahnt: ich bin nicht mehr die einzige Sonne meines Kindes; neue Sonnen fangen an, um mein Kind zu kreisen und ziehen es jeden Tag unmerklich ein Stückchen von mir ab. Dieses behutsame, zuweilen auch gewaltsame Loslösen kann recht schmerzlich sein. Was aber will die Mutter dagegen tun? Das ist nun einmal so der Lauf der Welt! —

Erst wenn ein Enkel um die Füße der Großmutter spielt, ist es der Alternden wieder, als kehre ein milder Abglanz von Kindesliebe zu ihr zurück. Mit oft leidenschaftlicher Wärme umschließt sie dann wohl das neue Leben, sich an dem Gedanken sonnend: Es ist ja meines Kindes Kind! Wenn dann der erste Liebesrausch ihres groß gewordenen Kindes vorüber ist, nimmt auch oft die Wärme des eigenen Kindes zur Mutter wieder zu. — Böse ist es nur dort, wo Mutterherz und Kindesherz sich ganz verloren haben für Zeit und Ewigkeit!

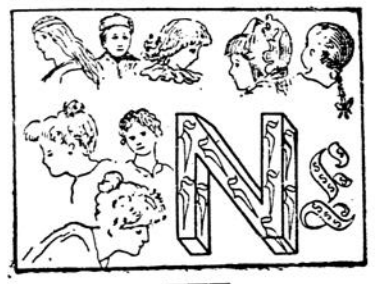
Adele Friedjung.

Rätselecke.

Nr. 96: Logogriph.

Was rechte Fassung nennt mit i
Mit a schuf's eine Galerie,
Mit o bekommt es Zahlenwert
Und ist mit e wie Geld begehrt.

Nr. 97: Bilder-Rätsel.



Nr. 98: Scharade.

Die eine ist von zehn die dritte,
Als heilig gilt's nach alter Sitte.
Die andre ist von zweien einer,
Und um so hübscher, stets, je kleiner.
Das ganze war in alter Zeit
Apollos hehrem Dienst geweiht.

Nr. 99: Rösselsprung-Rebus.



Auflösungen aus Nr. 28.

Nr. 92. Sprichwort-Rätsel: Wer zu viel fragt, wird nicht weise.

Nr. 93. Bilder-Rätsel: In jedem Kinde liegt eine wunderbare Tiefe.

Nr. 94. Scharade: Eifersucht.

Nr. 95. Musikalisches Problem: Die untenstehenden Buchstaben sind der Reihe nach an Stelle der Pausen zu setzen, während für die Noten die ihnen zukommenden Lautzeichen gesetzt werden. Das ganze ergibt: „Ich bin kein Freund von Traurigkeit."

Verantwortlich für die Redaktion Pet. Becher, Brühl.
Druck und Verlag von P. Becher, Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung und Wesselinger Zeitung

Nr. 29 Sonntag, 16. Juli Jahrgang 1922

Volkslied.

Nun bin ich sehr alleine,
Es friert das Herz mir schwer;
Die eine, ach, die eine,
Die liebt mich gar nicht mehr.

Sie kann es nicht ermessen,
Wie weh es tut zur Frist,
Wenn man so ganz vergessen
Vom Allerliebsten ist.

Im Wald, fernab den Wegen,
Steht unser Liebesbaum;
Ich will mich drunter legen
Zum allerletzten Traum.

Was sucht denn noch auf Erden
Ein müder Wandersmann,
Da Treue Untreu werden
Und Lieb' vergessen kann?

Hans Eschelbach.

Der Wohnungstausch.

Humoreske von Heinrich Gottfried Gengler, Erlangen.

Wir wollten schon lange unsere Wohnung gegen eine andere tauschen, denn unser Hausbesitzer, vielmehr unsere Hausbesitzerin, das heißt unsere Hausfrau, nicht zu verwechseln mit Schillers Hausfrau aus der „Glocke", die bekanntlich züchtig im häuslichen Kreise waltet, war einfach unausstehlich. Ich will darauf weiter nicht eingehen; aber sie hat Eigenschaften, Eigenschaften, sage ich Ihnen, leider sind sie schlecht. Wir verschweigen sie standhaft den Tauschlustigen, aber weiß der Himmel, irgendwie müssen sie immer Wind bekommen, denn plötzlich schnappen sie ab, schreiben höhnische Briefe und werden häßlich. Unsere Hausfrau heißt Weiß, geb. Roth, oder Roth, geb. Weiß, aus Rothenburg, nee, aus Weißenburg, nein, Roth aus, Weiß aus Rothenburg, Roth aus, ich kann das nun einmal nicht behalten. Die andern müssen sich übrigens den Namen sehr gut merken können, denn kaum, daß sie ihn hören, reißen sie aus.

Kürzlich kam ein Herr zu mir, der wollte tauschen, das heißt, so einfach war das nicht.

„Meyer," sagte er, „mein Name ist Meyer. Sie haben mir auf meine Anzeige geschrieben!"

„Sehr angenehm," sagte ich, „unsere Wohnung ist herrlich, unsere Hausbesitzerin eine Seele von einer Frau!"

„Hm," sagte Herr Meyer, „interessiert mich nicht, wenn's auch nichts schadet. Ich muß nämlich weiter ausholen!"

„Nehmen Sie Platz ‚birte!" sagte ich. Wer weiter ausholen will, muß sich setzen, das riet mir mein Taktgefühl.

„Meine Urgroßmutter," sagte er.

„Wie," sagte ich, „Ihre Frau Urgroßmutter lebt noch? Bei Ihren Jahren? (Er war ungefähr vierzig.) Ein seltener Fall!"

„Meine Frau Urgroßmutter", sagte er unwillig, erhobenen Tones, er war keineswegs gerührt, im Gegenteil, „wohnt in Weißenburg."

„In Wei..ßen..burg!" entfuhr es mir. Das fehlte noch. Unsere Hausfrau..

„Wieso?" fragte er erstaunt.

„Ach," sagte ich, „ich dachte nur so. Ihre Frau Urgroßmutter wohnt also in Rothenburg."

„In Weißenburg," sagte er, „aber sie möchte nach Rothenburg tauschen!"

Himmel, dachte ich, Roth, geb. Weiß, vielmehr Weiß, geb. Roth, Weißenburg, Rothenburg, Weiß Roth! Nun auch noch Meyers Urgroßmutter! Der Himmel steh mir bei, sonst werde ich farbenblind! —

„Meine Urgroßmutter liebt alte Städte sehr!" sagte Meyer.

„Versteht sich," sagte ich, „wenn man so alt ist. Aber Sie gestatten wohl, Herr Meyer, den Einwurf, Einwurf, ja. Da ich gar nicht nach Rothenburg ziehen will ... Nicht wahr, Herr Müller ..."

„Meyer, bitte," sagte er.

„Verzeihung, Herr Meyer. Da hat ja unsere Unterredung leider gar keine Aussichten auf Erfolg."

„Oh, bitte," sagte Meyer, „ich wies, glaube ich, schon darauf hin, daß ich weiter ausholen muß!"

„Bitte!" sagte ich.

„Meine Tante, vielmehr meine Urgroßmutter, zieht also nach Rothenburg. Der Herr von Rothenburg, in dessen Wohnung meine Kusine, vielmehr meine Urgroßmutter zieht, geht nach Grünberg. Für Weißenburg haben wir einen Herrn aus Plauen."

Mir wurde abwechselnd weiß, rot, grün und blau vor den Augen.

„Ein Gedächtnis haben Sie, Herr Müller!" sagte ich.

„Gedächtnis!" Er lächelt geschmeichelt. „Es ist schwierig, ich verstehe! Merken Sie also auf! In Grünberg hat meine Schwägerin aus Weißenburg, soll natürlich heißen, meine Urgroßmutter, eine Dame ausfindig gemacht, Witwe mit vier Kindern, die sich erne verändern möchte; aber nach Plauen will sie nicht. Nicht für 100 000 Em."

„Ich auch nicht!" rief ich erbost.

„Sollen Sie auch gar nicht!" sagte Meyer besänftigend. „Ich muß weit ausholen, sagte ich Ihnen, Sie müssen also entschuldigen! Nun aber muß ich wieder auf meine Nichte, will sagen, Urgroßmutter in Weißenburg zurückgreifen ..."

„Haben Sie doch gerade! rief ich erbittert.

„Hab ich?" fragte er. „Schadet nichts! Sie sollten sich nicht aufregen! Meine Urgroßmutter hat nämlich hier einen entfernten Onkel ..."

„Ihre Urgroßmutter einen entfernten Onkel?" stöhnte ich entgeistert. „Enorm! Methusalem ist ein Säugling gegen diesen Onkel!"

„Mei—ne Ur—groß—mut—ter hat hier einnen entfernten Onkel," skandalierte Meyer, „lassen Sie sich endlich einmal aufklären! Schweifen Sie doch nicht immer ab! Es ist schwierig genug, sogar für mich! Bei meinem fabelhaften Gedächtnis!"

„Sehr!" sagte ich bedrückt.

„Auch dieser Onkel möchte sich verändern, wie die Witwe in Weißenberg, Grünburg, vielmehr Grünberg ..."

„Ich verstehe schon," sagte ich höhnisch.

„Gut, Sie verstehen! Aber nur in der Stadt selbst. Er ist Witwer mit drei Kindern ..."

„Sie mit vier, er mit drei," rief ich begeistert, „das ist ja herrlich! Da... da sollte man doch ..."

„Sehen Sie," er packte dankbar meine Hand, „so dachte auch ich und meine Tante, wie sag ich doch, meine Urgroßmutter in Weißenbach. Der Onkel und die Dame würden ein schönes Paar geben! Ihnen kann ich es ja sagen: Heute verloben sie sich und dann, nun ja, eben, wie gesagt, für diesen Fall haben wir Ihre Wohnung ins Auge gefaßt."

Er atmete erleichtert auf, ich dito.

„Sie bekämen dann die Wohnung von dem Onkel. Eine prächtige Wohnung in staubfreier Lage, Seele von einer Hausfrau!"

„Na, na!" sagte ich ungläubig.

„See—le von ei—ner Hau—frau," skandierte er gereizt, „sehen Sie sich, sich Ihnen sie sich, nun ja egal, ich meine natürlich die Wohnung, Ihnen Sie sich also einmal an!"

Damit ging Herr Meyer .—

Aus dem Tausch ist leider nichts geworden. Er scheiterte wieder einmal an den Eigenschaften unserer Hausfrau. Meyers Urgroßmutter und ihr Onkel — es sollen übrigens nur sehr fingierte Verwandtschaften gewesen sein — scheinen davon gehört zu haben. Diesmal aber war es zu unserm Glück, wie ich durch meinen Freund Adolar erfuhr, der nach

mir mit Meyer in Verbindung trat. Denn Meyers fabelhaftes Gedächtnis versagte im entscheidenden Augenblick völlig. Nicht nur, daß Adolar am 1. des nächsten Monats eine Wohnung in Plauen beziehen sollte, während ein Herr aus Rothenburg bei ihm einzuziehen gedachte und sehr grob wurde, als Adolar nicht räumte, Meyer hatte auch noch die ernste Absicht, die Dame aus Grünberg, Witwe mit vier Kindern, meinem Freunde zu verloben: der Onkel Methusalem war anscheinend inzwischen gestorben. —

Du bist unschuldig.

Für unsere Zeit, in welcher vielen der Meineid selbst vor Gericht keine Sünde mehr zu sein scheint, bietet die folgende Erzählung ein leuchtendes Gegenstück und eine sehr wichtige Lehre.

Der Sohn eines alten braven Försters in dem großen Walde von Orleans bei Villers-Cottereks in Frankreich kam in den Verdacht, einen reichen jungen Mann aus Paris, der sich bei einem Freunde seines Vaters befand, erschossen zu haben. Der Leichnam war gefunden und der angebliche Mörder ergriffen, dessen Schuld sicher zu sein schien. Als er eingebracht wurde, erschienen auch die Eltern des Unglücklichen, um den Sohn noch einmal zu sehen. Sobald die Mutter denselben erblickte, rief sie laut: „Mein Sohn, mein lieber Sohn!“ und wollte mit ihren Armen umschlingen; der Vater aber hielt sie zurück und sagte: „Mutter jetzt nicht; erst müssen wir wissen, ob wir ihn noch — unsern Sohn nennen können, oder ob wir einen Mörder vor uns haben!“ Während die Gendarmen den Gefesselten umgaben, sprach er zu dem Bürgermeister: „Ich bitte um weiter nichts, als ihm in das Gesicht zu sehen und nur einige Worte mit ihm reden zu dürfen, dann werde ich selbst es aussprechen, ob er schuldig ist oder nicht.“ Die Erlaubnis hierzu konnte nicht wohl verweigert werden. Der Vater trat an den Sohn heran, die Anwesenden bildeten einen Halbkreis um die Gruppe, und aller Herzen pochten fast hörbar.

Da streckte der alte Förster die Hand aus und sagte: „Seid alle Zeugen, die ihr da stehet, über dasjenige, was ich ihn fragen werde, und was er antworten wird! — Vor der alten Frau da, die Deine Mutter ist, vor dem weinenden Mädchen da, das Deine Braut, vor dem würdigen Geistlichen da, der Dich zum Christen gebildet, fragt Dich Dein Vater, ich, der ich Dir von Kindheit an die Liebe zur Wahrheit und den Haß gegen die Sünde, vor allem gegen die Lüge, eingepflanzt habe, frage ich Dich hier, wie Dich Gott dereinst oben fragen wird: „Bist Du schuldig oder unschuldig?“ Dabei sah er den Sohn mit einem Blicke an, der in den Tiefen des Herzens lesen zu wollen schien.

„Vater!“ begann der Beschuldigte, aber der Greis unterbrach ihn und sagte: „Nimm Dir Zeit — übereile Dich nicht, damit Dein Herz nicht in den Grund des Verderbens sinke. — Sieh' mich an, Auge — in Auge, und ihr alle da sehet ihn fest an und höret wohl, was er sagt. Und nun antworte!“

„Vater — ich bin unschuldig“, antwortete der Sohn ruhig und gefaßt.

Da streckte der Greis seine Hand wieder aus, er legte sie dann auf die Schulter des Sohnes und sprach: „Kniee nieder!“

Der Sohn gehorchte und der Vater sprach im Tone der festesten, unerschütterlichen Ueberzeugung: „Ich segne Dich, Du bist unschuldig. Der Beweis Deiner Unschuld wird kommen, wann es Gott gefällt. Es ist dies eine Sache zwischen ihm und den Menschen. Mag nun das Gericht seinen Lauf haben. Mutter“, setzte er hinzu, sich zu der weinenden Frau hinwendend „jetzt komm und umarme Deinen Sohn.“

Nach dieser Szene, die alle Anwesenden aufs tiefste ergriffen hatte, wurde der Gefangene in den Kerker geführt. Die Untersuchung begann; jedoch nach kurzer Zeit wurde der wirkliche Mörder entdeckt, und der so schwer geprüfte Sohn kehrte, als unschuldig erkannt, in das Vaterhaus zurück.

Wenn die Erziehung sorgt, daß die Kinder jede, auch die geringste Lüge, für ein Vergehen und etwas wahrhaft Böses halten, dann wird nicht nur der Vater, sondern eine ganze Welt dem Ehrenworte eines künftigen Mannes Glauben schenken können. Macht sich das Kind aus einer Lüge nichts — dann wird es sich auch als Mann aus der Lüge und selbst Meineid nichts machen; dann aber ist Glauben und Vertrauen auf Manneswort und Mannesehre dahin, dann gibt es keine irdische Gerechtigkeit mehr — nur eine ewige, deren Hand aber schon oft den Meineidigen auf dieser Erde erreicht hat.

Der aufgegessene Ruhm.

Ein wahres Geschichtchen von Arthur Silbergleit.

Vor etwa zwölf Jahren, als ich noch völlig unbekannt und fast mittellos nach Berlin gekommen war, verkehrte ich gleich vielen Studenten, Malern, Berufsgenossen und Gewohnheitsbohemiens in Aschingers Bierquelle gegenüber dem Bahnhof Friedrichstraße. Die Möglichkeit zu Aschingers berühmten Spezialgericht, einer Portion Bockwurst mit Salat, die damals 30 Pfennige kostete, den Aluminiumschalen der Eßtische soviele Brötchen entnehmen zu können, wie immer man wollte, schützte uns vor unserem grimmigsten, hartnäckigsten Feinde, dem Hunger. Wenn man nur auf einem Teller Bockwurst mit Salat vor sich hatte, war man zu jeder Attacke auf die Brötchen der Aluminiumschalen berechtigt. Wie oft aber fehlten uns selbst die 30 Pfennige zur Erlangung dieses Berechtigungsausweises, und wir vergriffen uns in des Wortes wahrhaftem Sinne dennoch an den Brötchen. Ich erinnere mich noch lebhaft der Szene, als der Geschäftsführer des Restaurants einen meiner Freunde bei diesem Mundraub ertappte, ihn mit dem Zeigefinger im Rücken antippte und ihm mit schmunzelndem Gesicht den paradoxen Rat gab: „Mein Lieber, wenn Sie wieder einmal Durst haben, essen Sie weniger Brötchen!“ Kurz: Aschinger ernährte uns. Aus dem Gefühl inniger Dankbarkeit zäumte ich also meinen Pegasus und verfaßte die folgende Ode an Aschinger, die ich der Direktion der gleichnamigen Aktiengesellschaft unter Preisgabe meines Autornamens und meiner Wohnungsadresse einsandte:

Du Land der unbegrenzten Brötchenmöglichkeiten,
Du Paradies der Bockwurst, des Salats,
Empfange meiner Verse Silber Gleiten,
Vom leeren Munde deines Spreehoraz!
Der selbe Mund, den du so oft schon stopftest
Mit Erbsensuppe oder Gänseklein,
Will dir ein selbstverzapftes, reinbezoftes
Lied zum Genusse für Genüsse weih'n.
Du märchenhaftes Land der Magenstillung,
Mit einem Dalles selbst kann man dir nah'n.
Du füllst mein leeres Dasein mit Erfüllung,
Du letztes Hoffnungsbrötchenkanaan.
Du bist die Stätte edelster Vormundschaft,
Ißt vor mir alles weg manch Messingboy.
Du wirst stets blühen: Deine Gratiskundschaft
Bleibt dir und deinem Brötchen ewig treu!

Nach einigen Tagen erschien ein livrierter Bote der Aschingergesellschaft in meiner Mansarde — ich wohnte damals so hoch in Gottes Nähe — und überbrachte mir den Dank Aschingers in Form eines großen Kranzes voll Bockwürste, dem ein Senftöpfchen beigefügt war. Der geschmackvolle Aschinger unterschied offenbar zwischen unverdaulichen Lorbeer- und eßbaren Bockwurstkränzen. Ich lud also alle meine Freunde und Bekannte ein, und selbst Leute, die meine Aschingerwürste ungenießbar fanden, aßen in edler Konsequenz meinen Aschingerruhm auf. Einige sogar kehrten immer wieder, bis sie die Seegraseinlage meines Sofas in ihren Tabackpfeifen ausgequalmt hatten. Dieser Rauch ist längst verweht, aber noch heute steigt mir ein Wölkchen bald lichter, bald trüber Erinnerung auf, wenn ich jener traurig-lustigen Zeit gedenke.

Der Kreidestrich.

Skizze von Curt Seibert, Berlin.

Sebastian Bröhmig hatte einen auserlesenen Weinkeller und einen auserlesenen Diener. Es war eines jener seltenen Exemplare, wie man sie nur in alten Patrizierfamilien findet. Seit sechzehn Jahren diente Franz seinem Herrn und hatte keine Untugenden.

Das Wetter war schauderhaft. Herr Bröhmig litt an der Gicht und stöhnte mit verbundenem Bein in seinem Liegestuhl. Franz pflegte ihn mit großer Sorgfalt und machte ihm das Leben erträglich. Und doch war Herr Sebastian Bröhmig nicht ganz zufrieden. Das kam aber nicht durch Franz, nein, Franz hatte keine Untugenden! Das kam durch seinen Durst. Er hatte nämlich einen ganz schauderhaften Appetit auf einen Schoppen Rheinwein. Aber ... das war ja der Haken. Der Wein lag im Keller, er konnte keinen Schritt gehen und Franz ...?

Nein, das ging nicht! An seinen Weinkeller ließ er niemand heran, nicht einmal den treuen Diener langer Jahre. So lange er denken konnte, war er jeden Abend selbst die Stufen hinabgestiegen, hatte eigenhändig aus einem der vielen Fässer einen Schoppen gezapft, war wieder hinaufgeklettert und hatte den Schlüssel in das Zigarrenschränkchen geschlossen.

Von dieser, ihm lieb gewordenen Gewohnheit sollte er jetzt abgehen?

Einem Fremden den Schlüssel zu seinem Weinkeller anvertrauen?

Sebastian versuchte aufzustehen, aber es ging nicht. Die Schmerzen waren zu stark. Aber der Durst war stärker. — Schließlich, überlegte er, war Franz ja kein Fremder und eine Perle. Er konnte es schon einmal wagen.

Als er klingelte, kam ihm eine Idee. Man soll Menschen nicht ohne Grund in Versuchung führen, und daß es eine große Versuchung sein würde, unbeobachtet in seinem Weinkeller zu sein, konnte nicht bestritten werden.

Franz erschien.

„Der gnädige Herr wünschen?“

„Hole mir einen Schoppen Oppenheimer Goldberg.“ Herr Bröhmig nestelte an seinem Schlüsselbund ...

„Es ist das kleine Fächen auf der linken Seite. Hier ist der Schlüssel zum Zigarrenschränkchen. Dort liegt der zum Weinkeller.“

Franz trat heran. Er schien sichtlich erstaunt und erfreut über diesen Beweis des Vertrauens.

„Damit du aber nicht in Versuchung kommst, von dem Wein zu trinken,“ fuhr Herr Sebastian fort, „ziehe ich dir hier einen Kreidestrich um den Mund.“ Und er fuhr ihm über beide Lippen ...

„Dieser Strich muß unversehrt sein, wenn du wiederkommst, sonst bist du entlassen.“

Franz war scheinbar sehr beleidigt, nahm den Schlüssel und ging ... Herr Bröhmig freute sich über seinen guten Einfall, durch den er zu seinem Schoppen kam, und der den Diener davon abhielt, zu naschen.

Nach geraumer Weile kam Franz wieder, den Kreidestrich quer über dem Mund. Er brachte den Wein und gab den Schlüssel zurück. Aber Herrn Bröhmigs Gesicht bekam einen bekümmerten Ausdruck.

„Du bist entlassen, Franz, sagte er.

„Gnädiger Herr?“

„Du bist entlassen.“

„Warum, Herr?“

„Weil du genascht hast!“

„Ich habe nicht genascht.“

„Ich sehe es ja an dem Kreidestrich.“

„Der Strich ist unversehrt,“ sagte Franz und trat einen Schritt vor.

„Leider“, sagte Herr Bröhmig, „ich hatte dir nämlich vorhin gar keinen hingemalt.“

Der Lebensretter.

Von Otto Promber, Dresden-Laubegast.

Nachdruck verboten.

Die ganze Brücke tobte vor Erregung. „Um Gotteswillen!“ — „Dort! dort!“ — „Jetzt streckt er den Arm heraus!“ — „Nun sinkt er!“ — „Jetzt schrie er: Hilfe!“

Alles lief am rechten Geländer zusammen, Männer, Frauen, Kinder, Soldaten, Arbeiter, Kaufleute, Müßiggänger. Im Nu glich das Geländer einer schwarzen Menschenmauer.

„Will denn keiner helfen?“ — „Es wird doch einer schwimmen können?“ — „Der Mann ist ja am Ertrinken!“ rief es durcheinander. Alles blickte mit starren Angstaugen auf den gut gekleideten älteren Herrn, der sich mitten in den Fluten wälzte, während der umgekippte Kahn fortschwamm.

Da ging plötzlich ein Raunen durch die Zuschauer. Denn unten am linken Ufer erschien blitzschnell ein robuster Mann, der den Rock abstreifte und sich ohne weiteres ins Wasser stürzte, um den Ertrinkenden Hilfe zu bringen. Wie ein Fisch schwamm der Mann dahin.

„Ein braver Mann!“ riefen verschiedene Männer. — „Der edle Retter!“ schluchzten die Damen. — „Es gibt doch noch gute Menschen,“ meinte ein alter Professor, der sich nervös mit zitternder Hand über den langen, weißen Bart strich.

Doch schon war der Lebensretter am Ziele angelangt, Er umschlang mit kräftigem Arm den schon halb Versunkenen, der bereits das Bewußtsein verloren hatte und zog zog ihn langsam schwimmend ans Ufer.

Eine jubelnde Menge am Ufer empfing den Retter. Hilfreich streckte man ihm die Hände entgegen, während ein Dutzend andre Hände nach dem Besinnungslosen faßten, den man zur Vornahme von Wiederbelebungsversuchen sogleich ins Gras legte. (Es hätte nicht viel gefehlt und einige junge Damen wären dem kühnen Lebensretter schwärmerisch um den Hals gefallen!)

Der aber tat, als ob ihn die ganze Sache kaum noch was angehe, zog den Rock über die nasse Weste und machte sich, als wäre nichts geschehen, davon. Bewundernde Blicke folgten ihm.

Als der Lebensretter eine Viertelstunde später im Keller eines schmutzigen Hinterhauses anlangte, rief ihm die Frau grob zu: „Na, wo hast du dich denn wieder herumgedrückt? Siehst ja aus, als wärst du aus dem Schlamme gezogen!“

„Bin ich auch“, lachte der Mann. „Wenn man als Taschendieb nicht mehr sein ehrliches Durchkommen hat, so muß man gelegentlich auch mal einen Schlemmer aus der Platsche helfen.“ Sprachs — und warf eine volle, klitschend naß aus den Hosen gezogene, prall gestopfte Brieftasche auf den Tisch.

Kindertanz.

Von Fritz Kaiser, Ilmenau.

Hinter dem Garten meines Vaterhauses liegt ein schönes, buntes Wiesenland. Eine uralte, halb zerfallene Schloßmauer, blühende Hecken und freundliche Hausgärtchen umgürten das hügelige Gelände mit ungewöhnlicher Traulichkeit und Romantik.

An schönen, warmen Tagen pflegt dort eine bunte Kinderschar in der Frühabendstunde ihren singenden Reigen zu tanzen. Es sind lauter frühe Menschenkinder, Mägdelein und Bübchen, mit roten Apfelbäckchen, großen, frommen Blauaugen und silberhellen Stimmchen. Die zierlichen Körper stecken in buntblumigen Kitteln, die den strammen Aermchen und rosigen Hälschen entzückende Sommerfreiheit lassen. Wie ein lebendig gewordener Blütenhaufen nimmt sich das fröhliche Gedränge aus.

Ein junges, hübsches Mädchen begleitet den bunten Schwarm. Ein Mädchen mit wallendem, blondem Haar und Augen, wie blaue Sterne so schön. Auch sie trägt ein Kittelkleid und unter dem Arm eine Geige mit Bogen. Auf ihrem stolzen Haupt feiert ein Blumenkranz seinen duftenden Reigen.

Wenn sie die Fiedel an das Kinn setzt, ordnet sich das bunte Gewimmel zu einem Kreis. Festliche Erwartung glitzert in den Frühlingsaugen, und die Füßchen beginnen ihren allerliebsten Trippeltanz, sobald die Geige anhebt, eine zarte, feine Weise in den Abend zu singen.

Aus den jungen Kehlchen quellen jubelnde Silbertöne, springen leicht und munter über das Wiesenland und zerfließen im milden, weichen Abend.

Die kleinen Gestalten tanzen ihren Ringelreihen mit ungeschickten, aber willigen Beinchen. Die Körperchen versuchen sich instinktiv im Rhythmus des Geigenliedes. Ein Leuchten und Funkeln geht von ihnen. Es ist das Feuer der Begeisterung, das aus ihnen strahlt und die Farben ihrer bunten Kittelchen belebt.

In den klaren, reinen Stimmchen jubeln die frohen Kinderherzchen. Sie tönen wie Glocken, die im Kreise gehen. Sie klingen harmonisch zusammen. Die Geige führt sie, die Geige, in die eine feine Mädchenseele ihren ganzen Reichtum legt. Sie spielt mit geschlossenen Augen. Mehr noch, sie träumt, und ihre Träume tönen. Ihr feiner, elfenhafter Körper erlebt mit. In weichen Linien fließt das dünne Gewand um ihre schlanken, edlen Glieder und die Wunder ihrer Formen. Sie setzt ihr Heiligstes ein für den Freudentanz der Kinder. Die fühlen das. Sie haben alles vergessen. Sie feiern ihr Reigenfest mit der ganzen Inbrunst ihrer frühen Seele.

Das blühende Wiesenland ist erfüllt von dem singenden, tanzenden Märchen. Erinnerungen brechen auf. Ich bin in das selige Land meiner Kindheit versetzt und lasse mein Herz mitgehen im Kreise. Mitsingen und mitjubeln. Wie es die schöne Zauberin will mit ihrer Geige, bis das feine Spiel verklingt und die junge Schar mit plappernden Mäulchen und trippelnden Schrittchen ihre Wege zieht.

Entzückt schließt die Sonne ihr strahlendes Auge zum nachfeiernden Traume der Nacht.

Und bei den bunten Blumen auf der Wiese ist es ebenso. Ihre Köpfchen senken sich zum Schlaf. Aber ihre Düfte leben stärker auf. Das Märchen mit seinen Farben und Tönen spiegelt sich in ihrer feinen Blumenseele.